

Im Berufsförderungswerk Heidelberg gilt das Prinzip: Alles ist möglich

Egal, ob Aus- oder Weiterbildung, wir klammern zunächst keinen Beruf aus. Alles ist möglich!« Wenn Kundenberaterin Claudia Schäfer diese wenigen Worte in einer Antwort-E-Mail an eine hörgeschädigte Person verfasst, dann erzeugt sie beim Empfänger Ungläubigkeit. »Dann kommen konkretere Fragen, und ich kann unser Verständnis von beruflicher Rehabilitation von Hörgeschädigten erklären«, beschreibt die erfahrene Mitarbeiterin des Berufsförderungswerkes Heidelberg die ersten Kontakte.

Durchschnittlich 40 Hörgeschädigte befinden sich in den Aus- und Weiterbildungen des SRH-Unternehmens auf dem Campus in Heidelberg. Viele von ihnen wohnen im hauseigenen Internat, da sie aus dem gesamten Bundesgebiet kommen. Auch wenn sich die Rehabilitanden auf verschiedene Ausbildungsgruppen verteilen, trifft man sich in der Freizeit oder zum Essen in der Mensa. Betreut wird diese Gruppe von erfahrenen Sonderpädagogen und bei Bedarf auch von Gebärdensprachdolmetschern, die nicht nur im Unterricht, sondern auch im Alltag die erforderliche Hilfestellung geben.

Evridiki Demirtzidou leitet diesen Fachdienst im Berufsförderungswerk Heidelberg und hat ihre erste Begegnung im RehaAssessment: »Wenn wir bei der Begrüßung mit der Gebärdensprache einsetzen, zaubern wir ein Lächeln in die Gesichter. Da spüren wir Erleichterung und finden sofort

einen Draht zueinander.« Im RehaAssessment sollen die Hörgeschädigten berufliche Ziele erarbeiten. Hier gilt das Prinzip »alles ist möglich«, und es können die unterschiedlichen Berufsfelder ausprobiert werden.

Nach vier Wochen kristallisieren sich eine oder mehrere Optionen heraus, die dann zu einer Empfehlung für den Rehabilitationsträger führen. »Mit dem RehaAssessment beginnt für einige ein neuer Lebensabschnitt. Es eröffnen sich neue Perspektiven, endlich erkennen die Hörgeschädigten, welche Berufe für sie möglich – und nicht nur, welche nicht möglich – sind«, freut sich Evridiki Demirtzidou.

Während der maximal drei Jahre dauernden Ausbildung werden neben der Unterrichtsunterstützung mit Dolmetschen und Schreibhilfe auch sozialpädagogische Hilfen geboten. Die reicht vom Umgang mit Ämtern und Behörden im privaten Bereich bis zur Positionierung am Arbeitsplatz im späteren Berufsleben. Die Leiterin des Gebärdensprachdolmetscherdienstes versteht ihre Aufgabe so: »Alle im Team haben eine sonderpädagogische Ausbildung. Wir reduzieren uns keineswegs auf die Gebärdensprache, sondern übernehmen als Fachdienst die Schnittstelle zum Case-Management, zu Therapeuten und Ärzten. Hier sind sozialarbeiterische Fähigkeiten gefragt, die bei Hörgeschädigten immer mit spezifischen Fragestellungen verbunden sind.«

Auch kommunikationsintensive Berufe werden angestrebt

Aktuell verteilen sich die Hörgeschädigten auf alle Berufsfelder. Auch Ausbildungen im kaufmännischen oder Medienbereich werden gerne ausgewählt, obwohl diese Berufe später als kommunikationsintensiv bekannt sind. Die Hörgeschädigten entwickeln bereits im RehaAssessment ein Gefühl für ihre individuellen Stärken. In der Ausbildung wird das dann zu einem neuen Selbstbewusstsein ausgebaut, was zur Folge hat, dass negative Erfahrungen aus der Schule oder dem bisherigen Berufsleben als erledigt abgehakt werden. Einige der betroffenen Rehabilitanden haben sogar ein Studium aufgenommen, auch in dem Wissen, dass anschließend in einer Leitungs- oder Führungsaufgabe große persönliche Herausforderungen warten.

Die Berufliche Rehabilitation von Hörgeschädigten im Berufsförderungswerk Heidelberg richtet sich an Menschen, die aufgrund ihres Handicaps noch keine Berufsausbildung machen konnten, vielleicht auch das Studium abbrechen mussten oder in ihrer bisherigen Tätigkeit nicht weiter arbeiten können. Ursächlich muss dabei nicht ausschließlich die Hörschädigung sein. Oft tritt die sogar in den Hintergrund, wenn massive psychische Probleme entstehen oder eine neurologische Erkrankung erst den Hörschaden ausgelöst hat. In solchen Situationen sind die Be-



Foto: srh

Hua Shan-Bähr erlernt seit Oktober 2008 den Beruf der Jugend- und Heimerzieherin. Auch sie profitiert von kleinen Gruppen und sonderpädagogischen Hilfen.

troffenen häufig von Arbeitslosigkeit bedroht oder haben bereits ihren Job verloren.

Anspruch auf Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben

In diesem Moment entsteht dem Grunde nach der Anspruch auf »Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben« nach dem Neunten Sozialgesetzbuch. Diese beantragt man bei der Agentur für Arbeit – dafür gibt es spezielle Reha-Teams – oder bei den Servicestellen für Rehabilitation der Rentenversicherung. Die Zuständigkeit klären die Leistungsträger untereinander.

Wenn »Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben« gewährt werden, überprüfen die Berater Art und Umfang der Förderung. Bei bestehenden

Arbeitsverhältnissen werden innerbetriebliche Umsetzungen angestrebt und auch finanziell unterstützt. Oft müssen aber Aus- und Weiterbildungen angedacht werden, insbesondere wenn der bisherige Beruf mit der Behinderung nicht vereinbar ist. In diesem Moment kommt Claudia Schäfer vom Berufsförderungswerk Heidelberg ins Spiel, die von den Leistungsträgern häufig mit der Beruflichen Rehabilitation von Hörbehinderten beauftragt wird.

Der Leistungsumfang umfasst dabei die Ausbildung oder das Studium, die aufgrund der Behinderung erforderlichen Hilfen wie den Gebärdensprachdolmetscherdienst und soweit erforderlich Wohnen und Verpflegung. Wer wie die meisten außerhalb des Pendelbereiches wohnt, erhält hier also eine zusätzliche Unterstützung. Hinzu kommt eine Entgeltersatzleistung für alle, die bereits vorher gear-

beitet haben. Diese nennt man in der Beruflichen Rehabilitation Übergangsgeld.

Besonders die jungen Hörgeschädigten werden nun das erste Mal mit Hörenden gemeinsam lernen. Das Heidelberger Modell versteht sich integrativ, was bedeutet, dass Menschen mit unterschiedlichen Behinderungsarten in einer Gruppe an einem Ziel arbeiten: der beruflichen Integration. Hinzu kommen viele private Kunden, die keine gesundheitlichen Handicaps haben und dennoch ganz bewusst eine Ausbildung im Berufsförderungswerk wählen. Sie schätzen die intensive Lernbegleitung, die Zielorientierung in allen Unterrichtsfächern und den starken Zusammenhalt der Teilnehmer untereinander. Ein Stück gelebte Integration von Menschen mit Hörschädigung und der Start für so manche ungeahnte Karriere.

Thorsten Schenk



Erfahrungsbericht

Hörende und Gehörlose – ich liebe beide Welten!

Susan Kleinpeter berichtet über ihre Erfahrungen mit dem Hören mit Cochlea-Implantat und Hörgeräten. Wie hat sie damit Hören und Sprechen gelernt, wie klappte es schließlich mit der Ausbildung?

Als ich sechs Jahre alt war, wurde bei mir eine hochgradige Schwerhörigkeit/angrenzende Taubheit festgestellt. Vorher wusste niemand, was mit mir los ist. Meine Familie merkte, dass ich lange nicht so gut sprach wie mein Zwilling Bruder. Aber auch bei der Einschulungsuntersuchung merkte keiner, dass ich ein Hörproblem habe. Die Ärzte haben zu meiner Mutter gemeint, dass ich etwas zurückgeblieben sei und deshalb nicht so gut sprechen könne. Durch Zufall lernte meine Mutter eine Logopädin kennen und sprach mit ihr über das Problem. Nach ein paar Tests stellte die Logopädin fest, dass ich eine Hörschädigung haben muss. Sie schickte uns zu einem Professor nach Göttingen. Dort wurde bestätigt, dass ich eine hochgradige Schwerhörigkeit/angrenzende Taubheit habe.

Von da an trug ich beidseitig Hörgeräte. Ich lernte das Sprechen durch den regelmäßigen Besuch bei Logopäden und selbstständiges Training mit meiner Familie, vor allem mit meiner Mutter, die sehr viel Wert auf das Sprechen legte, und mit meinem Zwilling Bruder, mit dem ich sehr viel Zeit verbrachte. Das Sprechen lernte ich auf spielerische Art und Weise. Doch

manchmal merkte ich auch, dass dahinter sehr viel Druck war, denn ich musste fast täglich zur Logopädie. Heute bin ich meiner Familie für meine »gute« Aussprache sehr dankbar.

Man vermutet, dass meine Schwerhörigkeit von väterlicher Seite vererbt ist, denn seine Vorfahren hatten auch alle eine Hörschädigung. Mein Vater ist mittelgradig schwerhörig, gab es aber erst zu, als er sah, dass ich mit der Hörtechnik große Fortschritte machte und er sich selbst Hörgeräte zulegen musste.

In meinem 13. Lebensjahr empfahl mir ein Professor aus der Klinik Göttingen, das rechte Ohr mit einem Cochlea-Implantat zu versorgen. Er überwies mich zur MHH Hannover. Durch Voruntersuchungen wurde nachgewiesen, dass ein spezielles Cochlea-Implantat, das Hybrid Cochlea-Implantat, sehr gut für mich sei. Der Unterschied zum »normalen« Cochlea-Implantat ist, dass nur die hohen Frequenzen mit Elektroden versorgt werden, die tiefen Frequenzen werden mit einem Hörgerät (Innenhörgerät) verstärkt; zu dieser Zeit hatte ich noch ein einigermaßen gutes Restgehör. Nach der Implantation hörte ich viele Geräusche, die ich

vorher noch nie gehört hatte. Manchmal war das sehr unangenehm für mich. Nach einiger Zeit gewöhnte ich mich an das Hören mit dem Implantat. Sechs Jahre nach der Implantation verschlechterte sich mein Gehör im Restgehörbereich, sodass die Versorgung mit dem Hörgerät nicht mehr ausreichte. Deshalb empfahlen mir die Ärzte ein »normales« Cochlea-Implantat, also für hohe und tiefe Frequenzen, implantieren zu lassen. Ich stimmte zu, da ich dachte, dass ich an Gehör nichts mehr zu verlieren hätte und nur dazu gewinnen könnte. Nach dieser OP begann für mich der Kampf um das Hören mit dem CI, denn es war für mich wesentlich anders im Vergleich zum Hörgerät, das ich ja auf der rechten Seite noch trage.

Die Ärzte und Techniker sagten mir, dass ich das Hörgerät ablegen solle, damit mein Gehirn sich an das Implantat gewöhnen könne. Ich schaffte es nicht einmal einen Tag ohne mein Hörgerät. Ich hatte das Gefühl, als würde ich ersticken oder plötzlich nicht mehr sehen können. Ich versuchte trotz allem, das CI häufiger zu tragen und ab und zu das Hörgerät abzulegen. Im Berufsbildungswerk Leipzig für Hör- und Sprachgeschädigte, wo ich eine berufsvorbereitende

Bildungsmaßnahme machte, ging ich wöchentlich zum Hörtraining und spürte eine deutliche Verbesserung.

Doch dann kam ich nach Heidelberg und begann mit der Ausbildung zur Medizinisch-Technischen Laborassistentin. Dort hatte ich sehr viel Stress. Durch das ständige Lernen schlief ich wenig, hatte Essstörungen, Tinnitus, fühlte mich kaum mehr fit, litt täglich unter Kopfschmerzen. Das führte dazu, dass ich den Sprachprozessor für zwei bis drei Monate ablegte. Kurze Zeit darauf hatte ich einen Hörsturz. Dies gab mir sehr zu denken: Ich wollte nicht mehr so weitermachen und meinen Körper kaputt machen. Somit beschloss ich nach langem Hin- und Herüberlegen, die Ausbildung abzubrechen und einen Schritt zurückzutreten.

Nach dem Abbruch machte ich eine Berufsfindung an der SRH Heidelberg, um mich neu zu orientieren. Zunächst hatte ich mir einen Beruf in der Medizin aus dem Kopf geschlagen, denn der Abbruch der MTLA-Ausbildung war nicht leicht für mich und zunächst eine Niederlage. Doch in der Berufsfindung schöpfte ich neuen Mut und viel Kraft und entschied mich für den Beruf »Medizinische Dokumentationsassistentin«. Ich merkte, dass Medizin meine Richtung ist und mich immer noch sehr interessiert. Es folgte eine Berufsvorbereitung, und jetzt bin ich im ersten Semester.

Die Ausbildung an der SRH Heidelberg ist zwar nicht leichter, aber die Bedingungen sind ganz anders und man ist nicht alleine mit einem Handicap. In meiner Klasse haben mehrere Teilnehmer irgendein gesundheitliches Problem. Man hilft sich immer gegenseitig. Die Dozen-

ten nehmen, ohne einen »dummen« Kommentar abzugeben, meine FM-Anlage und versuchen so gut es geht, damit umzugehen, was an der MTLA-Schule nicht immer der Fall war und wo ich teilweise auch wegen meiner Schwerhörigkeit diskriminiert wurde.

Mir geht es jetzt besser und ich trage das Cochlear-Implantat wieder täglich. Selber merke ich wieder eine Verbesserung des Hörens. Zwar höre ich nicht perfekt, aber es reicht aus, dazu lese ich sehr gut von den Lippen ab und kann dadurch gut kommunizieren. Das Hörgerät ist für mich gut, denn damit kann ich die Sprache noch

Würde ich das Hörgerät völlig ablegen, würde ich mit dem Implantat wahrscheinlich besser hören. Doch momentan kann ich mit dem Hörgerät noch relativ gut hören. Also werde ich erst das Hörgerät ablegen, wenn ich damit nicht mehr hören und verstehen kann.

verstehen, und das CI macht die Sprache klarer. Im Unterricht merke ich schneller, wer was sagt, und ich kann Geräusche/bestimmte Frequenzen hören, die mit dem Hörgerät nicht zu erreichen sind.

Insgesamt bereue ich es nicht, dass ich mich zweimal zur Implantation entschlossen habe. Das widerspricht sich jetzt vielleicht, aber manchmal bin ich froh, wenn ich mal meine Technik abschalten kann und nichts höre, was auch von Vorteil ist, wenn ich zum Beispiel lernen muss. In der Schule kann ich gut aufpassen, ich brauche mich nur auf das Verstehen, akustisch und natürlich auch inhaltlich, zu konzentrieren, denn zum Mitschreiben habe ich Dolmetscher.

Viele Menschen sind oft von mir beeindruckt, wie ich es schaffe, so gut zu kommunizieren. Ich denke, dass es auch daran liegt, wo und wie man auf-

wächst. Ich bin sozusagen in der »hörenden Welt« aufgewachsen und war daher immer darauf angewiesen, mit Hörenden zu kommunizieren. Das Problem ist, dass viele Menschen, die mich kennen lernen und nicht viel über Hörgeschädigte wissen, manchmal falsch denken. Die meisten denken über mich, die kann ja gut reden und hat die Hörtechnik, womit sie sicher hundertprozentig hören kann. Oft werde ich gefragt, warum ich denn auf manche Dinge nicht reagiere und auf manche eben doch. Ich muss dann oft erklären, dass man als hochgradig schwerhöriger/fast angrenzend tauber Mensch nie hundertprozentig hören kann. Bei mir ist es so, dass ich ohne Hörtechnik circa zehn Prozent Restgehör habe und mit der Technik circa 50 bis 60 Prozent hören kann.

Erst im 16. Lebensjahr lernte ich die »Gehörlosenwelt« durch den Wechsel von der »hörenden« Schule auf die Gehörlosenschule kennen und lernte die Gebärdensprache. Als ich in Erfurt in der Hörgeschädigten-Schule war, sprach ich schlechter und schrieb Sätze falsch, da ich überwiegend gebärdete und die Grammatik der Deutschen Gebärdensprache im Kopf hatte. Dies fanden meine Eltern nicht gut.

Meine Eltern hatten zwar nichts gegen die Gebärdensprache, aber sie hatten etwas dagegen, dass ich nach und nach meine Sprache verliere, die ich einmal mit viel Mühe erlernt hatte. Ich fing also an, Bücher zu lesen und ging erneut zum Logopäden, um meine Sprache wieder zu verbessern und zugleich auch ein Hörtraining zu machen. Dazu versuchte ich mehr, die laut begleitende Gebärdensprache zu nutzen. Heute lebe ich in beiden Welten. Beide Welten liebe ich.